

stereotypes in advertisements, video games, computer games, soap operas or television series addressed to teenagers.

The texts in the last part, "Challenges of Approaching Gender: Political Theory, Multiculturalism and Epistemology", explore the engendering of political theories, the relationship between feminism and its postmodernist epistemological foundation. The implications of feminist epistemology are related to the critique of the 'East'/'West' divide. The texts conclude that Eastern feminisms should not copy the Western feminist way, but choose their own means and approach.

In conclusion "Gender and the (Post)'East'/'West' Divide" takes up multiple challenges and is a remarkable achievement in many respects. In its diversity, the volume reopens the issues of feminisms, gender identities and gender performance, and gender studies within the present European contexts. It succeeds in blurring the 'West'/'East' divide, mainly due to the emphasis on the existence of plural feminist identities and discourses. Perhaps what is strongest about this volume is its challenge to the categories 'white'/'black', 'capitalist'/'post socialist', 'straight'/'queer', which have different echoes in 'Western' and 'Eastern' feminisms and that it points to the limits of the concept of 'post communism'.

Cristina Ivanovici, Salaj/Birmingham

Frank Stahnisch u. Florian Steger Hg., **Medizin, Geschichte und Geschlecht. Körperhistorische Rekonstruktionen von Identitäten und Differenzen**. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag 2005, 297 S., EUR 49,-, ISBN 3-515-08564.

Die Erforschung von Medizin, Körper und Geschlecht aus historischer Perspektive erfreut sich in den letzten Jahren wachsender Aufmerksamkeit. Mit ihrem Sammelband, der aus einer Tagung zu Ehren der Medizinhistorikerin Renate Wittern-Sterzel hervorgegangen ist, streben Frank Stahnisch und Florian Steger eine Bestandsaufnahme aktueller einschlägiger Arbeiten an, die sich mit der Kategorie Geschlecht befassen. Gegliedert nach den Rubriken „Identitäten“ und „Differenzen“ finden sich Aufsätze von MedizinhistorikerInnen, HistorikerInnen, PhilologInnen und einem Juristen. Das zeitliche Spektrum, das die Beiträge abdecken, reicht von der Antike bis in die Gegenwart. In ihrer Einleitung kritisieren die Herausgeber eine noch mangelhafte interdisziplinäre Vernetzung von körper- und medizinhistorischen Arbeiten. Indem sie die Artikel in eine kulturwissenschaftliche Debatte um Körper und Geschlecht einzuordnen suchen, wollen sie diesen Mangel beheben.

Im ersten Beitrag unter „Identitäten“ befragt Sabine Föllinger Texte der frühgriechischen Dichtung, ob in ihnen eine „geschlechtsgebundene Körperwahrnehmung“ zu finden sei. Letztlich befasst sie sich mit der Darstellung von Körpern und versucht,

Rückschlüsse auf eine mögliche (Selbst-)Wahrnehmung zu ziehen. Sie kann nachweisen, dass für Körperdarstellungen nicht nur die Kategorie Geschlecht, sondern vor allem Schönheit und Alter von Bedeutung waren, und dass diese Zuschreibungen zum Teil verwoben waren, aber auch quer zueinander verliefen. Damit zeigt Föllinger, wie zentral es auch für die Antike ist, Geschlecht als „mehrfach relationale Kategorie“¹ zu untersuchen. Um Schönheit dreht sich auch der nächste Artikel: Sabine Sander befasst sich mit Kosmetikratgebern der Frühen Neuzeit. Sie stellt fest, dass die deutschsprachigen Schriften seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert Schönheit zur Frauensache erklärten, und vollzieht die zunächst positive, dann skeptische und schließlich gemäßigte Einstellung gegenüber Kosmetik im Zuge der Aufklärung nach.

Die nächsten beiden Aufsätze wollen vor allem auf das Potential hinweisen, das in bestimmten Quellengattungen noch schlummert. Thomas Schnalke stellt anatomische Sammlungen im 18. Jahrhundert vor und erläutert die Möglichkeiten für eine Geschlechterforschung, die sich eingehend mit Präparaten oder Modellen vom Menschen und deren Arrangements befassen würde. Briefe von Patientinnen an den Arzt und Chirurgen Lorenz Heister (1683–1758) präsentiert Marion Maria Ruisinger. Überzeugend führt sie dabei den interaktiven Aspekt des Schreibens über den Körper vor, indem sie paradigmatisch die Perspektive und Wortwahl eines Arztes, einer Kranken und des Ehemannes einer Patientin vergleichend nebeneinander stellt.

Eva Brinkschulte rekonstruiert in ihrem Beitrag die Debatten um das Eindringen von Frauen in eine bis dato ausschließlich von Männern bevölkerte Hochschulwelt um 1900. Ihre These ist, dass gegen dieses Eindringen so vehement vorgegangen wurde, weil es die „Reproduktionsbedingungen“ (118) überlieferter Männlichkeit gefährdete. Einen Gegenentwurf zu überkommenen Geschlechterrollen bot die Ärztin Hope Bridges Adams Lehmann (1855–1916), sowohl in ihren Schriften als auch mit ihrem Leben. Marita Krauss stellt die feministischen Entwürfe der Ärztin vor, die sich mit einer auf der Gleichheit der Geschlechter basierenden (sozialistischen) Gesellschaft beschäftigen und, so Krauss, an Radikalität und Aktualität ihresgleichen suchen.

Im letzten Identitäten-Beitrag schließlich geht es um medizinische, ethische und juristische Fragen zur Geschlechtsumwandlung. Andreas Frewer und Christian Säfken nehmen zum ersten Mal in dieser Rubrik explizit Bezug auf das Thema „Geschlechtsidentität“, die sie als „seelische Gewissheit“ definieren, „dem einen oder anderen Geschlecht anzugehören“ (145). Sie diskutieren Möglichkeiten, die Einteilung in zwei Geschlechter aufzubrechen. Letztlich sehen sie diese Ordnung jedoch als „pragmatische Setzung“ (156) und begnügen sich mit der Problematisierung dieser Setzung sowie möglicher Alternativen.

1 Andrea Griesebner, Geschlecht als mehrfach relationale Kategorie. Methodologische Anmerkungen aus der Perspektive der Frühen Neuzeit, in: Veronika Aergeter u. a. Hg., *Geschlecht hat Methode. Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Beiträge der 9. Schweizerischen Historikerinnentagung 1998, Zürich 1999*, 129–137.

Im mit „Differenzen“ überschriebenen Teil beziehen sich die ersten beiden Artikel auf das Mittelalter. Ortrun Riha setzt sich in ihrem Beitrag kritisch mit der „Ein-Geschlecht-These“ Thomas Laqueurs auseinander und untersucht den Blick auf Geschlechterdifferenzen beispielsweise in Schriften von Isidor von Sevilla. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass die Geschlechter zwar unterschiedlich, jedoch nur „graduell“ (180) und nicht polar entgegengesetzt verstanden wurden. Die sogenannte Liebeskrankheit in der Literatur des Mittelalters untersucht Helmut Kugler und arbeitet diesbezügliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen heraus.

Frank Stahnischs Beitrag hat die anatomische Hirnforschung der Frühen Neuzeit zum Thema. Der Autor zeigt unter anderem am Beispiel des Hirnforschers Emil Huschke eindrucksvoll die Zeitgebundenheit und Subjektivität von Wissenschaft, indem er vorstellt, wie Huschke zeitgenössische Geschlechterzuschreibungen in den Aufbau des Gehirns von Frauen und Männern hineinlas. In seinem Ausblick fragt Stahnisch daher ganz zu Recht nach den Kontinuitäten dieser Forschungstraditionen, indem er auf die aktuellen Entwicklungen etwa der Neuropsychiatrie verweist. Hans-Georg Hofer thematisiert mit der Neurasthenie eine Männern vorbehaltene Krankheit um 1900. Er kann anhand dieses Krankheitsbildes nicht nur vorführen, aus wie vielen und heterogenen Prozessen sich Wissensproduktionen zusammensetzen, sondern vermag zugleich die These zu problematisieren, die Neurasthenie habe die Geschlechterordnung durchbrochen, indem sie „Gewissheiten über Nervenkrankheiten und Geschlecht“ und damit auch über Männlichkeit in der Moderne „erodierte“ (242). Im Gegenteil, schreibt er, habe sie hegemonialer Männlichkeit Vorschub geleistet. Auch der nächste Artikel dreht sich um das *making of* wissenschaftlicher Thesen: Johanna Bleker befasst sich mit den Vererbungswissenschaften und deren Rezeption durch die Frauenbewegung. Den Abschluss dieser Einblicke in (wissenschaftliche) Wissensproduktionen bildet Florian Mildenbergers kritische Rekonstruktion der in vieler Hinsicht übereinstimmenden Debatten über Ursachen von Hermaphroditismus und Homosexualität im 19. und 20. Jahrhundert. Sein Plädoyer für mehr interdisziplinären Austausch, der manch unglückliche Wendung im wissenschaftlichen Erforschen von Homosexualität und Hermaphroditismus hätte verhindern können, steht vermutlich nicht ohne Grund am Ende des Bandes – es entspricht den Forderungen Stahnischs und Stegers an aktuelle Forschungen zu Körper und Geschlecht.

Als etwas vage erscheint der Erkenntnisgewinn, der sich aus der – von den Herausgebern selbstbewusst als „doppelte Pointierung“ (19) bezeichneten – Einteilung der Aufsätze in „Identitäten“ und „Differenzen“ ergeben soll. So sorgt der Identitätsbegriff, verwendet mit theorieferner Nonchalance, eher für Unschärfe denn für Pointierung. Man könnte zudem überlegen, ob nicht gerade einige Beiträge der ersten Rubrik die hervorgehobene Bedeutung der (Re-)Konstruktion von Identitäten hinterfragen, indem sie andere Schwerpunkte setzen: Ruft nicht zum Beispiel der Blick auf die menschliche Anatomie in der Frühen Neuzeit andere Fragen hervor, wenn er – wie der entsprechende Artikel nahe legt – auf die serielle Erfassung sämtlicher Körperteile aus-

gerichtet war und nicht auf die Fixierung von Geschlecht qua Funktionalisierung des weiblichen Körpers?

Der Anspruch einer geschlechterforschenden Analyse wird von den AutorInnen in unterschiedlichem Grad eingelöst. So gibt die strikte Trennung zwischen *Sex* und *Gender*, auf die in einem Artikel noch explizit verwiesen wird, nicht mehr unbedingt den Stand der Geschlechterforschung wieder. Man muss keine Anhängerin der Thesen Judith Butlers sein, um auch *Sex* nicht mehr als biologische Konstante zu begreifen, deshalb löst sich *Sex* aber auch nicht gleich „in Luft“ (159) auf, wie im Hinblick auf konstruktivistisch ausgerichtete Arbeiten einmal behauptet wird. Es ließe sich vielmehr sagen, dass die Unterscheidung „ihre Unschuld verloren“² hat. Und es verwundert darüber hinaus etwas, wenn auf mittelalterliche Texte das politische Konzept des „Gender Mainstreaming“ (184) angewandt werden soll. Andererseits finden sich wichtige Ergebnisse und Einblicke hinsichtlich der Trias Medizin, Körper und Geschlecht, wenn es um Krankheitsbilder und Prozesse der Wissensproduktion geht. Die Heterogenität der Beiträge steht gleichwohl nur für ein generelles Dilemma. Insofern sind Sammelbände wie dieser wichtig und lobenswert. Denn Geschlechterforschungen und Untersuchungen, die den Blick auch einmal auf ‚Geschlecht‘ richten, sollten vermehrt den Dialog suchen. Wünschenswert wären nach wie vor wissenschaftliche Arbeiten, die generell und gleichsam selbstverständlich ‚Geschlecht‘ als eine und zum Teil leitende Kategorie berücksichtigen.

Stahnisch und Steger haben ein Buch vorgelegt, das zugleich Chancen und bestehende Grenzen interdisziplinärer Arbeit deutlich macht. Es vermittelt einen gewinnbringenden Einblick in die Produktion wissenschaftlicher Thesen in der Geschichte und gibt selbst ein Beispiel für diese Produktion. Nicht zuletzt deshalb ist es dem Band zu wünschen, dass er auch außerhalb medizinhistorischer Kreise rezipiert wird und zu weiteren Arbeiten anregt.

Bettina Brockmeyer, Göttingen

Ute Gerhard, Trudie Knijn u. Anja Weckwert Hg., **Erwerbstätige Mütter. Ein europäischer Vergleich**. München: Beck'sche Reihe 2003, 253 S., EUR 14,90, ISBN 3-406-49433-1.

Elf Sozialwissenschaftlerinnen, tätig an europäischen Universitäten, vereinzelt auch an außeruniversitären Forschungsinstitutionen, haben die insgesamt acht Texte dieses Sammelbandes verfasst. Das Thema ist hochaktuell: Mehr oder weniger heiß diskutieren die nationalen Öffentlichkeiten in Europa über „erwerbstätige Mütter“. Hier

2 Ute Frevert, „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München 1995, 14.